Aus einer relationalen Trinitätslehre wird Relationalität als Grundbegriff der Ekklesiologie gefolgert, die Wiederentdeckung der Perichorese führt zur Forderung nach einer perichoretischen Ekklesiologie. Freilich: Ist eine solche Direktableitung überhaupt statthaft? Und: Zeigt sich hier nicht ein Triumphalismus? Es will schon etwas heißen, nichts weniger als die hochspekulativ entworfenen innergöttlichen Verhältnisse zur Basis der Lehre von der Kirche zu nehmen (77f). Dem hält Vf. die Vorteile einer christologischen Ekklesiologie entgegen, die der Gemeinschaft der Kirche(n) lehrt, daß sie „Teilhabe an den Leiden Christi“ (81) zu ihrer Basis habe. Die bleibende Herausforderung des *genus tapeinoticum* sollte nicht zugunsten der Spekulation über das innere Leben Gottes vergessen werden (vgl. auch 111f).

Auch an anderer Stelle klagt Vf. die bleibende Rolle der Christologie ein, nämlich in der Israel-Theologie. Zunächst gilt: Das eigentliche und letzte Thema der ökumenischen Theologie ist die Israel-Frage: „Nirgendwo ist die ökumenische Versöhnung so dringend ersehnt wie zwischen Christenheit und Judentum“ (18). Das ist weitgehend unstrittig. Innerhalb der Israeltheologie sieht Vf. nun aber ein großes Dilemma: Auf der einen Seite ist den alten Verwerfungstheologien entschieden der Abschied zu geben, auf der anderen gilt es zu sehen, daß auch und gerade Paulus an einem christologischen Absolutheitsanspruch festhielt (38f). Wie ist diesem Dilemma beizukommen? Eine eingehende Paulus-Analyse könnte hier weiterhelfen. Es war mißlich, die Kirche als Volk Gottes und Israel als verworfen zu betrachten. Ebenso falsch ist es aber laut Vf., den Spieß geradewegs umzudrehen, und zu behaupten, daß nach Paulus

Christus lediglich die Heiden ins vorhandene Volk Gottes integriert: das *solus Christus* gilt für ihn. Wie aber verhält es sich dann? Die Antwort ist: Volk Gottes, Kirche und Israel sind dreierlei, weder Kirche noch Synagoge dürfen die Identität mit dem Volk Gottes einfachhin für sich beanspruchen. Die Kirche ist an die Heidenvölker gesandt. Unter Israel hat sie demnach nicht zu missionieren. Daß die Juden schließlich nicht ohne Christus zum Volk Gottes gehören werden, ist mit Paulus zwar unzweifelhaft - die Auseinandersetzung damit ist aber eine innerjüdische und darf durch christliche Besserwisserei nicht okkupiert werden (48-59, bes. 54f).

Dies sind zwei Beispiele für differenzierte Mittelwege, die Vf. zu gehen versucht. Sie sind geeignet, eine sich im Programmatischen verkämpfende Diskussion mit neuen Impulsen zu versehen. Beiträge zum Thema „versöhnte Verschiedenheit“ sind sie insofern, als hier in überzeugender Weise versucht wird, den biblischen Texten und den gegenwärtigen Problemen neu abzulauschen, was Verschiedenheit bedeuten könnte, im Verhältnis der Konfessionen untereinander, im Verhältnis der Kirche zu Israel und anderem mehr.

Die sorgfältige Sprache und die reichen Verweise auf Literatur tun ihr Übriges dazu, mit diesem Band einen substantiellen Beitrag zur ökumenischen Theologie zu begrüßen.

Martin Hailer

Michael Weinrich, Kirche glauben. Evangelische Annäherungen an eine ökumenische Ekklesiologie. Foedus-Verlag, Wuppertal 1998. 304 Seiten. Kt. DM 29,80.

„Wir werden uns immer wieder neu daran gewöhnen müssen, mit durchaus

bescheidenen Klärungen in Teilbereichen zufrieden zu sein.“, schrieb Vf. im Jahr 1995 zu Beginn seines „Plädoyers für eine realistische Ökumene“. Der hier anzuzeigende Band vereinigt Aufsätze aus den letzten zehn Jahren, die sich mit einem dieser Teilbereiche befassen, der Lehre von der Kirche. Der thematische Bogen der Untersuchungen ist weit gespannt, aber doch so angelegt, daß er nicht in unverbundene Essays auseinanderfällt: Weinrich beginnt mit Texten zur Vorfindlichkeit der Kirche in Säkularisierung und Weltlichkeit und schließt u. a. Studien zu bislang wenig beachteten Aspekten der Ekklesiologie Karl Barths an. Den Höhepunkt in Form eines größeren Textes über „Die Kirche als Volk Gottes an der Seite Israels“ (190–223) bildet die Israel-Frage, die nach seiner – und erfreulicherweise nicht allein seiner – Überzeugung Grund und Anfang des ökumenischen Problems ist (17.87 u. ö.). Den Band beschließt eine Studie zum Fundamentalismus – auch dies nicht zufällig, da dieser als neuzeitliches Phänomen beschrieben werden muß (273f) und insofern den Bogen zurück zu den ersten Aufsätzen schlägt.

Weinrich argumentiert grundsätzlich, daß eine evangelische Ekklesiologie bereits im Ansatz ökumenisch sein müsse. Dies nicht nur deshalb, weil die Reformation als genuin ökumenisches Ereignis gewertet werden muß (68), sondern weil die Kirche gleichsam per definitionem ökumenisch ist: Jedem Versuch, sie jemandem zuzuschreiben – sei es der verfaßten Kirche, dem Klerus oder der säkularen Gesellschaft – muß mit dem Hinweis widerstanden werden, daß sie ihr Sein exzentrisch in Jesus Christus hat (13f.60f.185.300 u. ö.). Die ökumenische Hoffnung ist dann diese: „Je enger gleichsam der Kreis um Chri-

stus ist, um so enger rücken die Kirchen auf der kürzer werdenden Kreislinie zusammen“ (98). Freiheit und Auftrag, nicht zuletzt die eigentümliche Weltlichkeit der Kirche (59ff), rühren daher. – Hier reizt die Rückfrage, ob mit diesem Argument zwar eine nötige Selbstrelativierung reformatorischen Denkens geleistet wurde, aber im Gegenüber zu katholischen Gesprächspartnern nicht zu anderen Denkformen gegriffen werden muß – etwa dem der Strukturparallele zwischen oberflächensemantisch bleibenden unterschiedenen Debatten. Denn, begibt man sich nicht zum wiederholten Male in das Dilemma zwischen „christologischer“ und „petrinischer“ Ekklesiologie, das aufzulösen noch niemandem recht gelang?

Der Aufsatz zur Israel-Problematik (Erstveröffentlichung) sei besonders zur Lektüre empfohlen. Vf. bezieht einen Status des christlichen Denkens über Israel, der leider noch nicht allzu viele Mitstreiter hat: Nicht Betroffenheit dominiert, sondern konstruktive Modelle des Mit- und Nebeneinanders von Kirche und Synagoge werden kritisch erprobt. Die weiterführende Frage lautet hier, ob die Rede von der „differenzierte(n) Einheit“ (222) der beiden jüdischen Gesprächspartner/innen nicht doch stärker vereinnahmt, als es christlich-theologisch gewollt werden kann. Denn: Wer beschreibt denn diese Einheit? Genügt es, dafür den Status des Geheimnisses zu reklamieren (219–221)?

Der Band enthält viele Anregungen. Vf. bezieht deutlich Position, scheut keine Polemik und schreibt angenehm flüssig und lesbar. Ihm, vor allem aber seinem Anliegen ist zu wünschen, daß die eingangs zitierte Bemerkung, es handle sich um „durchaus bescheidene Klärungen“, auf die Dauer widerlegt werden kann.

Martin Hailer